



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

v. Falkenhausen: Bürokraten-Briefe : I. Demokratie und Obrigkeitsstaat

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Bürokraten-Briefe\*)

Von Unterstaatssekretär a. D. Freiherr v. Falkenhäusen

### I. Demokratie und Obrigkeitsstaat



Sie wundern sich, verehrter alter Freund und sind betrübt, daß wir, die wir uns in allen Weltanschauungsfragen immer so gut verstanden haben, auf politischem Gebiete so schwer zusammenkommen können. Das hat seinen guten Grund: Sie sind ein Dichter und ich bin eben eine Bureaukratenseele. Widersprechen Sie nicht! Sie dürfen diese meine Selbsteinschätzung beileibe nicht als Bescheidenheit ansprechen. Vielleicht ärgert Sie schon bald die Anmaßung, die sich dahinter verbirgt. In allem Ernst: auf dem Gebiete der praktischen Politik fühle ich mich Ihnen gegenüber dank meiner bureaukratischen Trockenheit im Vorteil. Die Politik ist nun einmal eine ungemein banale Sache. Wenn man das vergißt, wenn man sie bewußt, unmittelbar und gewaltfam mit „Kultur“ durchtränken, nach philosophischen Ideen ausrichten und in Weltanschauungen verankern will, gibt es jedesmal ein Unglück.

In einem kürzlich von der Kreuzzeitung veröffentlichten Briefe an Gottfried Kinkel sagt Bismarck, daß für den praktischen Politiker die Weitsichtigkeit des Auges ein gefährlicherer Fehler sei als die Kurzsichtigkeit, „weil er die unmittelbar vorliegenden Dinge übersehen läßt“. Wohlgemerkt: es ist Bismarck, der so spricht! Er ist sicher vor dem Verdacht, als wolle er der politischen Ideenlosigkeit das Wort reden, die, von der Hand in den Mund lebend und, den Anäuel der ungelösten Fragen immer von einem Tage zum andern vor sich her schiebend mühsam fortwurfelt, wie wir's seit seinem Abgange zur Genüge erlebt haben. Er wußte und hat es gezeigt, daß ein Staatsmann sich nicht in der Bewältigung der „unmittelbar vorliegenden Dinge“ erschöpfen darf, daß er sein Ziel nicht hoch genug stecken, daß er ohne Ideen aus einer Welt, die über der banalen des Alltags steht, nicht leben kann. Er, für seine Person (Sie kennen seine Briefe) war sogar Philosoph, denn das entscheidende Kennzeichen des Philosophen kann ich nicht darin sehen, daß ihm wie Hamlet die angeborene Farbe der Entschließung von des Gedankens Blässe angekränelt wird. Bismarck war gerade darin Philosoph, daß er reine und praktische Vernunft — Vater Kant möge mir den Mißbrauch seiner delphischen Worte in Gnaden verzeihen — kritisch auseinander zu halten wußte, daß seine Ideen von starkem Wirklichkeitsfönn bewacht wurden, der ihm verbot, sie unmittelbar in die Tat umsetzen zu wollen. Mit einem Worte gesagt, das er selber nicht müde wird zu wiederholen und dem Politiker ans Herz zu legen: er besaß das Augenmaß, das ihn den Abstand zwischen Ziel und Standpunkt nie übersehen ließ. Mit dem Fernrohr läßt sich nicht mikroskopieren. Der Schiffer muß es benutzen, um den Horizont abzusuchen; aber er darf nicht die Karte damit lesen wollen.

Hier liegt vielleicht der Grund, weshalb große Staatsmänner noch seltener wachsen als Genies überhaupt. Sie müssen in ihrer Seele vereinigen, was selbst die aller Rationalität spottende Natur anscheinend nur mit Mühe zusammenbringt:

\*) Nachstehende „Bürokraten-Briefe“ des bekannten Verfassers stammen aus dem Winter 1919/20.

zwei einander im Grunde ausschließende Eigenschaften. Sie brauchen die „geniale Ruchternheit“, die Mommsen an Julius Cäsar rühmt, die wir an Bismarck staunend selbst bewundern durften — und die sich seit seinem Abscheiden bis heute noch nicht wieder hat aufspüren lassen.

Ich komme auf Abwege! Sie haben mit so liebevoller Besorgtheit um meine Seele geworben, daß ich Ihnen Rechenschaft schuldig bin. Ich will in mich gehen, will die Paradoxe abschwören, mit denen ich Sie nach meiner leidigen Gewohnheit eben wohl schon wieder geängstigt habe, und will versuchen, Ihnen ganz schlicht und ernsthaft meinen Standpunkt zu den politischen Fragen zu erklären.

Ich sage nicht: meinen Parteistandpunkt; denn im Grunde habe ich keinen.

Zwar stand ich immer der konservativen Partei nahe und gehöre jetzt der deutsch-nationalen an. Aber Sie wissen, wie unbestimmte Umrisse die Parteiprogramme für persönliche Überzeugungen sind. Meiner eigentlichen politischen Richtung nach war ich von je her überhaupt nicht Parteimensch, sondern einfach Regierungsmann. Nicht in dem Sinne natürlich, in dem man von Regierungsparteien spricht, die mit den Machthabern durch dick und dünn gehen. Sie konnten oft genug das Kopfschütteln beobachten, mit dem ich wieder und wieder, meist ohne die Möglichkeit der Einflußnahme, der Handhabung unseres Staatsruders zusehen habe, und das sich während des Krieges und vollends nach der Revolution zur Verzweiflung gesteigert hat. Was ich meine, ist dies: ich bin überzeugter Anhänger der Staatsform oder, richtiger gesagt, der Art zu regieren, die man jetzt als „Obri-keitsstaat“ zu verdammen pflegt. Ich kann nicht nach der herrschenden Lehre der Demokratie das Heil darin sehen, daß unter gewaltsamer Hereinziehung aller Schichten und Gruppen der Bevölkerung in den politischen Kampf, aus dem so erregten Widerstreit der Parteimeinungen nach der Regel vom Parallelogramm der Kräfte das Ergebnis gezogen und danach mechanisch die Fahrtrichtung des Staatschiffs bestimmt wird. Mir scheint das Gemeinwohl immer noch verhältnismäßig am besten gesichert, wenn die Staatsgewalt durch eine machtvolle, von den Parteien unabhängige Tradition beherrscht wird, an der sie den festen Rückhalt findet, der eine sachliche Erfüllung der Staatsaufgaben, unter überwachender Mitwirkung der Volksvertretung, nicht unter Führung ihrer Mehrheit, durch die Regierung von Männern gestattet, die dazu berufen sind: berufen durch Anlage, Vorbildung und Erziehung, nicht durch Übung in parlamentarischer Taktik, die eine recht mäßige oder gar in parteipolitischen Agitation, welche die denkbar schlechteste Vorbereitung auf den Beruf des Regierens ist.

„Das alte Verlegenheitskompromiß der konstitutionellen Monarchie“, höre ich Sie seufzen, „das zwei einander widersprechende Prinzipien zusammenschweißen will und an deren unvereinbarem Gegensatz, der sie schon so oft hat scheitern lassen, mit Notwendigkeit immer wieder festfahren muß!“ — Ich könnte Sie an die Zeit von 1862 bis 1888 erinnern, in der sie unter einem fähigen Lenker immerhin gute Fahrt gemacht hat. Auch nachher ist sie, trotz — weniger fähiger Führung, noch eine ganze Zeit lang flott geblieben und sogar immer von neuem wieder flott geworden. Aber ich gebe den inneren Widerspruch zu, der in dem Kompromiß zwischen Autokratie und Parlamentarismus liegt. Die Lahmlegung des Staatslebens durch den Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung, für den der Konstitutionalismus keine Lösung weiß, habe ich zu oft mit schwerer Sorge selber miterlebt, um in dieser

Staatsform etwas anderes zu sehen, als die leidlichste der gebotenen Unzulänglichkeiten, mit der es eben in der praktischen Politik, wie in dieser Welt der Relativität überhaupt, vorlieb nehmen heißt.

Es lag mir auch ganz fern, mit der Formel, auf die ich das Prinzip des idealen Obrigkeitsstaats im Gegensatz zur Demokratie zu bringen versuchte, gerade auf die konstitutionelle Monarchie hinzudeuten. Worauf es mir ankommt, ist der Rückhalt an einer festen Tradition als Gegengewicht gegen den ziellosen, unberechenbaren Mehrheitswillen. Wer der Träger dieser Tradition sei, ist eine Frage zweiter Ordnung. Es gibt Völker, die andere, vielleicht sogar eine stärkere finden als die Königsmacht. Man braucht nur an England zu denken. In Deutschland gestehe ich mir eine andere Verkörperung als in der Monarchie nicht wohl denken zu können. Nicht nur deshalb, weil unser einem der Monarchismus nun einmal in den Knochen steckt. Bei nüchternster Betrachtung scheint mir noch heute die Monarchie unter einem guten Monarchen die schlechthin bestmögliche Staatsform zu sein; unter einem schlechten, einem unfähigen, trägen, schlaffen, eitlen — das sind, zumal bei einiger Begabung, die gefährlichsten — halte ich sie immer noch für besser als die Herrschaft politischer Mehrheiten und ihrer willfährigen Geschöpfe. Eben deshalb, weil sie unter allen Umständen, gleichviel was der Träger der Krone als Persönlichkeit gilt und leistet, nach ihrer Natur und ihren Lebensbedingungen nichts anderes sein kann als ein Hort der Tradition. Denn in der Tradition verehere ich den Inbegriff alles dessen, was uns zu Menschen gemacht hat, was aus der Menschheit, fortbildend und fortgebildet, noch etwas zu machen imstande ist, und was allein sie abhalten kann, auf die Stufe der Tierheit herabzusinken.

Um nur eines herauszugreifen: die Monarchie scheint die einzige Gewähr für eine gewisse Reinlichkeit des Staatslebens zu bieten, für die öffentliche Anständigkeit, die gerade uns plumpen Deutschen, denen jede Anlage zum genialen Verbrecher oder liebenswürdigen Hochstapler fehlt, so unentbehrlich ist wie die Lust zum Atmen. Demokratie und Parlamentarismus haben sich ziemlich in der ganzen Welt als unzertrennlich von Korruption erwiesen. In kleinen Verhältnissen, wo der Mensch dem Menschen auch in der Politik noch einigermaßen menschlich nahe steht, mag persönliche Unantastbarkeit noch Vorbedingung für eine politische Rolle und die Sauberkeit des politischen Lebens durch die scharfblickende nachbarliche Wachsamkeit gesichert sein; über die Gebiete von Kantonen und Stadtstaaten hinaus lassen sich diese Fäden persönlicher Beziehung nicht mehr ziehen. Sobald aber durch Entfernung und Größenverhältnisse jene Überwachsmöglichkeit aufhört, der Einfluß der Persönlichkeit im öffentlichen Leben unwirksam und durch das Schlagwort, durch die Parteimaschine abgelöst wird, ist mit der Demokratie auch die Korruption auf dem Plane. Freunde, wir haben's erlebt! Wir brauchen Korruptionsprozesse und Panamastandale nicht mehr an der Seine und jenseits des großen Wassers zu suchen.

Sie wollen mir England entgegenhalten, dessen Politik sich von unsauberen Einflüssen im allgemeinen reingehalten hat. Ist das Land der vereinigten Königreiche in Ihren Augen eine Demokratie? Wozu es sich im Weltkrieg entwickelt hat, muß sich noch zeigen. Bis jetzt ist es mir immer als die ausgebildete Oligarchie erschienen, die es je gegeben hat. Ich führte es eben als Schulbeispiel dafür an, wie in

einem Volke die Tradition auch ohne Verkörperung in einer starken Monarchie zu einer Macht werden kann, die der Staatsgewalt die Richtung weist und den Mehrheitswillen ihrerseits beherrscht, statt, was das Wesen der Demokratie ausmacht, von ihm beherrscht zu werden. Freilich gehört dazu, daß Staat und Gesellschaft, daß alle öffentlichen und privaten Verhältnisse so ganz auf Tradition gestellt und von Tradition durchdrungen sind wie in England, daß sich ihr das ganze Volk so widerstandslos, mit so selbstverständlicher Ehrfurcht und Ergebenheit unterwirft, wie das englische, das eben deshalb einer Demokratie in unserem Sinne — freilich, da es ebenso blind wie der heiligen Tradition dem Gößen der Konvenienz huldigt, auch zur Mitarbeit an den höchsten Aufgaben der Menschheit — gar nicht fähig ist.

Wo in aller Welt, fragen Sie, gibt es denn aber wahre Demokratie, wenn nicht in England? Das habe ich mich selbst schon oft gefragt. Es will mir manchmal vorkommen, als sei in Wahrheit niemals und nirgends ein Volk anders als ebrig-keitlich regiert worden. Eine Regierung, die sich in voller Aufrichtigkeit nur als Vollstreckerin des Mehrheitswillens fühlt, kann ich mir schwer vorstellen. Immer habe ich die Beobachtung bestätigt gefunden, daß jeder, der zur Macht kommt, seine konservativen Instinkte entdeckt: aus dem einfachen Grunde, weil sich praktische Staatskunst nun einmal nicht mit wahrer Demokratie verträgt. Die großen Ausstattungsstücke, die unter diesem Titel in Athen, in Paris, in Amerika aufgeführt worden sind, waren und sind sie mehr als Theater, als ein Maskenspiel, in dem der bewegliche Geist jener Völker seine Unterhaltung findet und seiner Erregung Luft macht, während die Heldenspieler nur auf die Bühne treten, um sich Beifall klatschen zu lassen, die eigentlichen Entscheidungen aber hinter den Kulissen ausgetragen werden? Sollte es vielleicht deutscher Ehrlichkeit und deutscher Gründlichkeit vorbehalten sein, das demokratische Ideal in allem Ernst in die Wirklichkeit zu übertragen — und ad absurdum zu führen?

Ich sehe Sie den Kopf schütteln über meine Nabulistik, die den Begriff der Volksherrschaft so wörtlich nimmt. Demokratie bedeutet doch nichts weiter als eine Staatsverfassung, die der Mehrheit des Volkes das Recht und die Macht verleiht zu bestimmen, wie und von wem regiert werden soll; und kein Mensch kann leugnen, daß solche Verfassungen seit dem Altertum bis auf unsere Tage in vielen Ländern bestanden haben und noch bestehen. Ja, gerade in neuester Zeit führt sie ein Staat nach dem anderen bei sich ein, und eben jetzt ist sie auf einem Siegeszuge begriffen, der ihr die Welt zu erobern verspricht! Mag sein. Aber so müßig es angesichts dieser Weltlage scheinen mag, mir kommt es darauf an, ob diese Erscheinungsformen der Demokratie tatsächlich ihrer Idee entsprechen, ob sie wirklich halten, was ihre Theorie verheißt; und ob andererseits eine ihrem Wesen nach wirklich demokratische Staatsform mit der Idee des Staates vereinbar ist, ob sie der Erfüllung seiner Aufgaben, der Erhaltung seines Daseins dienen kann.

Die Demokratie leitet ihr Recht, ja ihre Alleinberechtigung, von der Souveränität des Volkswillens ab. Sie begeht aber von vornherein eine Fälschung, indem sie den Volkswillen mit dem jeweiligen Ergebnis von Wahlen und Abstimmungen gleichsetzt. Haben Sie einmal ein medizinisches Werk über Massensuggestion — z. B. Otto Stolz: „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie“ — in der Hand gehabt? Es wirkt wie ein grotesk-schauerliches Märchen, wie Szenen aus

dem Tollhause, was da auf Grund streng wissenschaftlicher Beobachtung über die Einflüsse berichtet wird, denen, namentlich in Zeiten politischer Hochspannung, große Volksmassen unterworfen sind, und über die Art, wie sie darauf reagieren. Wer im öffentlichen Leben steht, erfährt damit nichts Neues. Er erhält nur die Erklärung für die duzendfach, zu immer neuer Verblüffung, vielleicht sogar an sich selbst gemachte Beobachtung, daß sich des Menschen, wenn er in Massen auftritt, plötzlich ganz unerklärliche, schlechthin verrückte Regungen bemächtigen. Die zufälligen von heute auf morgen umschlagenden, unberechenbaren Ergebnisse solcher Massensuggestion in Volksversammlungen, Volksabstimmungen, Straßendemonstrationen u. dgl. sollen den Volkswillen darstellen? Der Volkswille ist etwas ganz anderes als der Wille von Tagesmehrheiten. Er ist etwas zwar höchst Reales, aber durchaus Irrationales, etwas, was auf exakte Weise schlechterdings nicht fest- und darzustellen ist, was sich nur dem Seherblick des geborenen Staatsmannes und dem rückschauenden Auge der Nachwelt offenbart. „Das Volk spricht gar nicht, wenn die einzelnen Individuen sprechen.“ Dies treffende Wort Paul de Lagarbes finde ich eben nebst manchen überraschenden Anregungen in Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“, einem Buche, das ich Ihrer Würdigung, wenn Sie es noch nicht kennen sollten, empfehlen möchte.

„Die Individuen“, sagt Lagarde weiter, „stehen als solche, d. h. als Egoisten, sogar im Gegensatz zum Volke.“ Kein Zweifel: die Begehrlichkeit der Massen wie die Unerfüllbarkeit der Plutokratie, die Sonderinteressen der verschiedenen Erwerbsstände, wie der Machthunger der Parteien, so widerstreitend unter sich, sind den Staatsnotwendigkeiten alle gleichermaßen feindlich und entgegengesetzt. Es ist ein Trugschluß, wenn die Demokratie in leichtsinnigem, um nicht zu sagen frivolem Optimismus darauf rechnet, daß aus dem Widerstreit dieser Kräfte sich eine geradewegs auf das Beste der Gesamtheit hieselnde Resultante ergebe. Diese Widerstände heben einander nicht auf; sie summieren sich. Sie finden sich, bei aller gegenseitigen Bekämpfung in Einzelfragen, da, wo es gegen den Staatszweck als solchen geht, zu einem unbewußten Bündnis zusammen, gegen dessen auflösende Macht das Staatsganze nur durch den bewußten Gemein Sinn verteidigt wird. Der Gemein Sinn aber läuft gerade im demokratischen Parteigetriebe stets Gefahr, von jenen Egoisten überwuchert zu werden. Jene Begehrlichkeiten und Einzelwünsche machen sich da um so ungehemmter geltend, als das Scham- und Ehrgefühl, das dem einzelnen Zurückhaltung auferlegt, sich erfahrungsmäßig alsbald verflüchtigt, wenn er, in Reih und Glied mit einer Schar Gleichgesinnter, seine Persönlichkeit in der Masse aufgehen, seinen Willen nur noch als Teil des Gesamtwillens, sich selbst durch den Rückhalt an Tausenden von Mitschuldigen geborgen und seine Verantwortung in der allgemeinen Verantwortungslosigkeit untergehen fühlt. Dieser Untergang des Verantwortlichkeitsbewußtseins im Strome der Gesamtmeinung, mit dem sein Träger schwimmt, ist kennzeichnend und maßgebend für Wert und Bedeutung aller Massenentscheidungen und damit für die Demokratie. Der Ausfall der wichtigsten moralischen Hemmung muß mit Notwendigkeit dazu führen, daß die eigennützigen, mißgünstigen, schwächlichen, feigen, kurz die der Gesamtheit feindlichen und verderblichen Triebe die Oberhand gewinnen. Tatsächlich sind diese antisozialen Instinkte und die von ihnen beherrschten minderwertigen Elemente, wie sich leicht beobachten läßt, überall da, wo eine Menge von Einzelwillen sich zu einem Gesamtwillen summiert, gegen den Ge-

meinsinn von vornherein im Vorteil und geben, wenn diesem nicht ganz undemokratische Kräfte — von denen noch zu reden sein wird — zu Hilfe kommen, für Maßregeln und Persönlichkeiten den Ausschlag, die ihrer eigenen Art entsprechen, mithin dem Interesse des Staates und dem Wohle des Ganzen widerstreiten. Das Ergebnis zeigt jedes Blatt der Geschichte und heute — leider! — jede Nummer einer Tageszeitung. Der Dichter der „Räuber“ — dem wir ja auch das Wort von den leidlich verständigen Einzelnen verdanken, aus denen in der Vereinigung ein Dummkopf wird — führt es in seinem zweiten, seinem „republikanischen“ Jugenddrama, in der Fabel von der Abstimmung der Tiere über Krieg oder Frieden mit den Menschen und von ihrer Ausschufwahl mit grimmigem Humor vor Augen. Vielleicht haben Sie von dem Beifallsturm gehört, den diese Stelle neulich bei einer Fiescoaufführung in Berlin erregte. Sie wirkt heute in der Tat fast unheimlich, als eine mit grausamer Genauigkeit eingetroffene Prophezeiung. Ein Beweis, wie scharf das Wesen der Demokratie hier getroffen ist.

Kann ein politisches System, auf so schwankendem und brüchigem Boden aufgebaut, dem Staatszweck Genüge leisten? Bietet es überhaupt Raum für sachliche Arbeit an den Aufgaben des Staates? Der Angelpunkt der demokratischen Staatskunst ist Popularität. Popularitätsbedürfnis aber ist Todfeind und Mörder jeder Sachlichkeit. Wer Popularität nötig hat, kann nicht an das Gemeinwohl, geschweige an weitgesteckte Staatsziele denken; er muß die Gunst der Menge durch Willfährigkeit gegen ihre Augenblickswünsche erkaufen. Panem et circenses verlangt sie noch heute, oder ganz modern ausgedrückt: laze Kinzensur und ruinöse Staatszuschüsse zur Verbilligung der Lebensmittel. Wo es um Popularität geht, darf der Staatsbürger nicht an seine Pflichten erinnert werden; sie geraten über seinen Rechten in Vergessenheit. Maßregeln, deren Notwendigkeit jedermann erkennt, werden unmöglich, wenn sie Opfer kosten; denn Opfer sind unpopulär. Populär wird man nicht — oder doch nur ausnahmsweise und auf weiten Umwegen — durch Leistungen für die Gesamtheit, sondern durch Umschmeihlung der Massen, nicht durch Fähigkeit und Charakter, sondern durch hemmungslose Zungenfertigkeit, nicht durch nutzbringende Entwürfe, sondern durch Versprechungen, und zwar, da die Parteien sich in Versprechungen überbieten, durch übertriebene Versprechungen, die entweder, gänzlich unerfüllbar, nur die Unzufriedenheit vermehren, oder nur auf Kosten des Staatswohles eingelöst werden können. Nehmen Sie die ungeheuerliche Kraftverschwendung hinzu, die Lähmung des Staatswillens, die im Widerstreit der Parteien daraus entsteht, daß die Einzelwillen sich im ständigen Kampfe um die Macht gegenseitig aufreiben; nehmen Sie die Unbeständigkeit und das Schwanken, in das die Staatsleitung durch die Unberechenbarkeit des „Volkswillens“ geraten muß; nehmen Sie die Korruption, von deren Unvermeidlichkeit schon die Rede war, und Sie haben das Bild der Demokratie, wie es die Geschichte demokratisch regierter Länder bietet.

Ich weiß, Sie werden mir Gegenbilder vor Augen halten. Sie werden mich an das Athen des Perikles, vielleicht auch an Mirabeau und Lincoln erinnern, werden mich fragen, ob nicht Cavour mit seiner parlamentarisch-demokratischen Staatskunst die Einigung Italiens zustande gebracht hat, ob nicht selbst Clemenceau das demokratisch-republikanische Frankreich aus tiefer Verzweiflung zum Ausharren im Widerstande aufrufen konnte, während das kaiserliche Deutschland zusammenbrach. Erlauben Sie mir die Gegenfrage: war nicht Deutschland dem Wesen nach schon

mindestens seit anderthalb Jahren eine Demokratie, als es in den Abgrund stürzte? War nicht jeder Schritt, den es der Demokratie entgegen tat, ein Schritt auf diesen Abgrund zu? Hat nicht Clemenceau Frankreich gerade dadurch gerettet, daß er die Demokratie lahmlegte und sich zum Diktator aufwarf? Und jene Großen, die Sie nennen, haben sie das, was sie erreichten, vermöge der Demokratie erreicht, oder nicht vielmehr im Kampfe mit ihr, die sie ständig gehemmt, ihren Erfolg erschwert und gefährdet hat? Daß ein bedeutender, vollends ein genialer Staatsmann zur Not auch auf diesem Instrumente spielen kann, ist kein Beweis für seine Brauchbarkeit unter gewöhnlichen Verhältnissen. Ein politisches Genie, das, mit weitem Blick und starkem Willen begabt, mit feinem Ohr den geheimnisvollen wahren Volkswillen zu erlauschen weiß und nicht allein seiner Nation das Ziel weist und den Weg dahin findet, sondern auch die öffentliche Meinung zu überzeugen versteht, daß es ihr Ziel und ihre Richtung sei, ein solcher Mann wird auch mit einer demokratischen Verfassung fertig, indem er den Parteien seinen Willen aufzwingt. Aber ist das noch Demokratie? Ist das nicht unter demokratischer Verkleidung der verworfene Obrigkeitsstaat? Ist hier die demokratische Verfassungsform nicht wirklich nur Drapierung, nur eine Maskenkomödie, zur Erheiterung und Erhebung des souveränen Demos aufgeführt? Tut man da nicht besser, der Wahrheit die Ehre zu geben, das Kind beim Namen zu nennen und auch auf den Schein und das Beiwerk der Demokratie zu verzichten? Die Genugtuung, die dieser Mummenschanz gläubigen Zuschauern bereitet, scheint mir die Fülle von Reibungen und Hemmungen nicht wert, die dem Staatswesen und seinem Leiter, Beweglichkeit und Kraftentfaltung hindernd, durch die Wahrung der demokratischen Form entstehen. Selbst das Genie meistert diese Schwierigkeiten, die einen unverhältnismäßigen Teil seiner Nerven-, Willens- und Arbeitskraft nutzlos binden, nicht ohne Einbuße am Erfolg. Genies aber, oder auch nur wirkliche Staatsmänner werden, wie bekannt, nicht alle Tage, kaum in jedem Jahrhundert einmal geboren. In der Zwischenzeit, in den Jahrzehnten, in denen das Volk vergebens auf den berufenen Führer wartet, für die lange Dauer solcher Fehljahre, die in Monarchien, wenn auch unfruchtbar an sichtbaren Erfolgen, wenigstens ruhiger und gesunder Entwicklung dienen können, verfällt die Demokratie rettungslos der zersekenden Popularitätswirtschaft, deren Wesen ich soeben zu kennzeichnen versuchte — überflüssigerweise, denn seit Kleon von Athen bis auf Matthias Erzberger ist die Geschichte der Demokratien eine einzige, selten unterbrochene Kette abschreckender Beispiele dafür. In diesen Fällen haben wir dann freilich ein Regiment, das, wie ich zugeben muß, nicht nur der Form nach, sondern, indem es tatsächlich und ausschließlich auf dem unbeeinflussten Mehrheitswillen beruht, in seinem innersten Wesen wirklich demokratisch ist. Ob es der Idee der Demokratie entspricht, das zu entscheiden, muß ich ihren Anhängern überlassen. Auch sie werden nicht zu behaupten wagen, daß es dem Staatszweck und dem Wohle der Gesamtheit dient.

